

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 26 (1922-1923)
Heft: 3

Artikel: Der heilige Bronnen
Autor: Hagenbuch, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665167>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der heilige Brunnen.

Von Hans Hagenbuch, St. Gallen.

Es war auf einer meiner vielen Bergwanderungen.

Den ganzen Morgen seit Tagesgrauen hatte ich in den Flühlen droben geklettert und hielt nun an sonnenwarmer Berghalde Mittagsrast.

Das Wasser spendete mir ein Brunnen seltener Art. Ein bunt bemaltes, aber von ungezählten Wettern schon recht verblaßtes Marienstandbild aus Holz war die Brunnen säule, die den Quell durch eine kurze Röhre stoßweise zu Tage förderte. Gerade mitten aus dem Herzen der Muttergottes schien der Born zu quellen, — ein hübscher Einfall schlichtfrommer Seelen. Und dem, der seinen Becher zum Wasser erhob, schien das unbeweglich gütig blickende Madonnenantlitz den Trunk zu segnen.

Die Umgebung tat das ihre, die andächtige Stimmung zu mehren, die mich vor solch lieblichem Wasserspender überkam. Eine dunkle Waldfuppe wölbte sich über der Brunnenstatue, in ihrer schönen Rundung dem Auge wohlthuend und doch keine Ruhe bietend. Denn hinter der grünen Kuppel reckte sich starr und feierlich gleich gigantischen Drakelpfeifen, eine Reihe kalkweiß schimmernder Felsentürme. Die aufsteigende Linie der steinernen Phalanx riß den Blick nach oben, in den Himmel, wo sich auf azurnem Grunde aus leuchtenden Sommerwolken in Perlmutterglanz eine Gralsburg aufbaute.

Gierig sog ich mit zusammengekniffenen Lidern diese Augenmusik in mich hinein. Ich wäre wohl unmerklich in einen seligen Schlummer hinüber geglitten, hätten sich nicht plötzlich in der Nähe menschliche Stimmen vernehmen lassen. Die eine klang rau, an Stockschmupfen erinnernd, die andere aufdringlich und pedantisch; dazwischen mischte sich von Zeit zu Zeit eine dritte mit gekünstelter Aussprache und einem unverkennbaren Beiflang von Selbstgefälligkeit.

Wie ich vorhin aus dem stillen Bilde der Landschaft eine innere hörbare Harmonie geschöpft hatte, so ließ nun der Ton dieser Stimmen allein schon deren Träger leibhaftig vor mir erstehen. Und die wirkliche Erscheinung der drei Wanderer, die nicht lange auf sich warten ließ, paßte in der Tat merkwürdig gut zu meinem vorausahnenden inneren Gesichte.

Der Mann mit der rauhen, verschmupften Stimme stellte sich als langer Kerl dar, dessen weitabstehende Hörorgane den zwingenden Eindruck des vom Meister am Ohr gerissenen Lehrlings hervorriefen. Jetzt freilich mochte der Lange diesem Puppenzustand entwachsen und zum Schmetterling, das heißt zum Handlungs- oder Expeditionsgehilfen, ausgeschlüpft sein. Der zweite, aufdringlich pedantisch sprechende, war ein hartloser und auch sonst noch etwas unvollkommener junger Mann, allem Anschein nach ein Lehrer, der von den sieben Wochentagen an sechsen vor seinen Schülern Recht hat. Der dritte endlich, der vor Wohlgefallen an seinen eigenen Worten förmlich zu schmaßen schien, gab sich, auch im Berggewand nach der neuesten Mode gekleidet, als feiner Herr, ohne bestimmte Berufszeichen.

Angelockt wohl durch das Plätschern des Brunnens, ließen sich die drei in meiner Nähe nieder. Erst hatte ich aufstehen wollen, um mir einen anderen, ungestörten Lagerplatz auszusuchen. Aber etwas hielt mich, trotz allen Widerwillens gegen die Ankömmlinge, doch zurück. Wo mir die stille Betrachtung schon einmal verdorben war, reizte es mich, Zuschauer dieses Mittagmahls zu sein. Wird man doch nie damit fertig, seine Mitmenschen kennen zu lernen.

Es gibt merkwürdigertweise Leute, die den Schaffenden um seine Gabe der Beobachtung beneiden. Das müssen entweder herzlich un Wissende oder grundsätzliche Menschen sein. Unwissend, weil sie, bei sich selbst angefangen, keine Ahnung davon zu haben scheinen, wie tief traurig meist das Ergebnis solch näherer Betrachtung ist. Schlecht, weil nur jemand, dem jeder Glaube an das Menschengeschlecht abhanden gekommen ist, sich darüber freuen kann, als Wissender die Welt zu durchwandern. Denn darum handelt es sich ja nicht, hier nach Belieben beobachten und dort die Augen verschließen zu können. Der Schaffende beobachtet nicht, um zu gestalten, sondern er gestaltet, weil er beobachtet, — beobachten muß und er diesen Fluch gar nicht ertrüge, vermöchte er sich nicht von dem Geschauten durch das Wort zu erlösen. Denn was er sieht, ist etwas ganz anderes, als zu merken, ob einer seiner Mitmenschen mit dem Messer ißt oder Demokratie sagt statt Demo-

fratie. Es ist der böse Blick, der dir in einer Bewegung, in einem Worte Abgründe der Seele enthüllt.

Kurz und gut: aus bloßer Neugier blieb ich nicht, sondern unter einem unwiderstehlichen Zwange und in der sicheren Voraussicht, mich für den Rest des herrlichen Tages nach besten Kräften zu ärgern.

Das fing schon damit an, daß der Lange dem „Gözenbild“, wie er die Marienstatue taufte, seinen schweißigen Gut aufstülpte.

„So ein Schluck Wasser“, sagte er glucksend, „tut Wunder nach all den Doppellitern von gestern Nacht. Ich habe jetzt noch davon einen Nachen wie ein Güllenfaß!“

„Hättest halt auch Kolapastillen nehmen sollen, wie ich“, meinte der Elegante.

„Oder wenigstens so früh aufstehen, daß es noch zum Zähneputzen reichte,“ belehrte der Schulmeister, der darauf pochte, daß seine Zahnbürste im Rucksack nie fehlte. „Statt dessen ist der Kerl ungewaschen und ohne Frühstück im Leibe ausgerückt. Wenn's nach ihm gegangen wäre, säßen wir jetzt noch im Sternen.“

„Halt's Maul, Schulmeister,“ rief der Lange, an einem Stück Wurst kauend, so heftig, daß er spuckte.

„Und du schweig wenigstens, bis du deine Brocken geschluckt hast“, sagte der Elegante angewidert.

Er stellte den Inhalt seines Rucksackes rund um sich herum, wie der Soldat bei der Tornister-Besichtigung seine Siebensachen.

„Eine feine Auslege-Ordnung, alle Achtung!“ meinte der Lehrer lüftern.

„Genier dich nur nicht,“ sagte der Elegante mit gönnerhafter Geberde und einem etwas verächtlichen Unterton in der Stimme. „Hier ist Thonfisch, hier Zungenkonserve, da Bordeaux und hier Weißer: Viehfrauenmilch.“

„Ich habe auch Viehfrauenmilch,“ prustete der Lange, seinen Becher mit dem Wasser schwenkend, das aus dem Herzen des Marienbildes geflossen war.

Alle drei lachten unbändig über den Witz.

„Was mich betrifft,“ sagte der Lehrer, „so halte ich mich lieber an die irdische Seligkeit, das heißt an die Flasche, als an den himmlischen Trunk, der immerhin nur Wasser ist.“

„Da!“ erwiderte der Elegante, seinem Nachbarn die schmale, langhalsige Flasche Weizen

hinstellend. „Wirst's wohl noch erwarten können!“

In diesem Ton ging die Unterhaltung weiter, während der Lange seinen Rucksack von den weithin duftenden Knoblauchwürsten leerte und der Schulmeister sich tapfer an die leckeren Brotsamen hielt, die von des feinen Herrn Tisch fielen. Auch die Flaschen wurden mit vereinten Kräften mählich leer.

Das Ganze unterschied sich zu meiner Enttäuschung herzlich wenig von dem, was jeden schönen Sonntag erlebt werden kann, wobei immer nur die eine Frage bleibt: Wozu solche Menschen für ihr Vorhaben gerade in die Berge gehen müssen? Das habe ich mit aller „Beobachtung“ noch nicht herausgebracht.

Mehr gelangweilt als entrüstet, sah ich der Gesellschaft zu, wie sie ihr Mahl zu Ende brachte und sich zum Aufbruch rüstete, damit es noch vor Abgang des Tages zu einem Hock im Sternen reichen sollte. Die Rucksäcke waren wieder verschmürrt, und nur die leeren Flaschen nebst einigen aufgerissenen Konservenbüchsen und Kugeln zerknüllten, fettigen Papiers blieben zurück.

Der Lange nahm die bauchige Rotweinflasche und warf sie in weitem Bogen gegen einen Felsen, wo sie in tausend Stücke ging, die umliegende Weide mit Glassplintern übersäend.

Er hatte auch schon die andere, schmale Flasche hochgehoben, da schien er sich plötzlich eines anderen zu besinnen. Mit einem pfiffigen Gesicht schlich er zum Brunnen, hieb ein Loch in das Glas und hing die Flasche an die Röhre, die Etikette mit der Aufschrift: „Viehfrauenmilch“ und einer prahlerischen Firmenanpreisung nach vorne gekehrt. Nun floß das Wasser des Brunnens durch die Flaschenöffnung aus.

Ein dreistimmiges Hallo begleitete die Tat.

„Da wird die heilige Einfalt Augen machen, wenn sie das sieht“, rief der Lehrer, der vom Wein ein rotes Köpfchen bekommen hatte und von zappeliger Munterkeit war. „Schade, daß wir dann nicht Zuschauer sind!“

Der Elegante aber meinte bedächtig: „Ich halte es immerhin für empfehlenswert, sich zu verziehen, ehe die Bergbauern unseren Streich entdecken.“

Sein Blick streifte dabei mich, als setze er auch in meine Vorurteilslosigkeit einige Zwei-

fel. Der Lange maulte etwas, das seinen Mut beweisen sollte, aber ohne gegen den Abmarsch selbst Einsprache zu erheben.

Es juckte mich in der Tat ordentlich, den Langen wie einen Lausbuben an den hervorstehenden Ohren zu reißen und nötigenfalls den Schulmeister und den Eleganten noch mit drein zu nehmen.

Aber das unbeweglich gütige Madonnenantlitz mir gegenüber schien anderer Meinung.

Ich ließ die Burschen ziehen und gedachte meiner Dankespflicht für den gespendeten Trunk dadurch zu genügen, daß ich das Marienbild von der Verunzierung befreite.

Nur ein paar Augenblicke wollte ich noch die wiedergewonnene Stille ausgestreckt genießen, den Blick auf die Landschaft gerichtet, die mich vorhin mit so wunderbarer Musik erfüllt hatte.

Aber allmählich verschwanden die dunkelgrüne Waldduppe, die Felsenorgeln und das Spiel der Wolken. Einzig das Madonnenbild stand noch vor mir, groß und leuchtend, von einem irisfarbenen Schein umhüllt, wie ich ihn heute Morgen vom Gipfelgrat aus gesehen hatte, als ich, die Sonne im Rücken, gegen die Nebelwand des Nordens blickte. Das blaurote Gewand der Mariengestalt schien von innen heraus zu strahlen, und der Sternenzirnhalm um das Haupt glühte wie die Kerzen am Christbaum. Die Züge des Antlitzes aber hatten ihre starre Unbeweglichkeit verloren. Sie lebten und lächelten mir zu.

Die Erscheinung las mir wohl die erstaunte Frage, die ich nicht auszusprechen wagte, von den Augen ab.

„Fürchte dich nicht,“ sprach sie mit der Stimme des Weihnachtsengels in einem Krippenspiel, das ich einst als Kind gesehen und seither mein ganzes Leben lang nie vergessen hatte. „Ich bin der Born alles Lebens. Ich bin die Ewige Liebe.“

Es war, als klängen diese Worte in einem weiten Saal und würden von tausend heimlichen Harfen getragen.

Aber die Wonne des Selbstvergessens dauerte nicht lange.

„Wo bin ich?“ fragte ich nach Art aller Zweifelsüchtigen, die, wenn sie wahrhaft sehend geworden sind, zu träumen glauben.

„Du bist, wo ich bin,“ antwortete die leuchtende Gestalt, „im Himmel“.

„Im Himmel?“

Meine Frage mag recht kleinmütig geklungen haben; denn die Erscheinung hob ihr leicht gesenktes Antlitz in die Höhe, so daß sein Glanz mich blendete.

„Gewiß, so ist es,“ sagte sie, „oder wenn du lieber willst, in der Welt jenseits eurer erbärmlichen irdischen Wahrheiten. Ist das etwa nicht der Himmel?“

Es hätte nach dem strahlenden Blick dieser Worte kaum mehr bedurft, um mich zu überzeugen, daß etwas Unfaßbares sich vollzog, dem ich mich, den Zweifel bezwingend, mit ganzer Seele hingab.

Aber plötzlich schreckte ich zusammen. Da hing ja noch, groß wie ein riesiger Bottich, die ekle Flasche.

„Du staunst?“ fragte die leuchtende Gestalt. „Siehst du: Rohheit, Ackerwissen und Hoffart haben mir dies Gefäß umgehängt, dem nun mein Born entquillt. Die Menschen wollen es so. Räme er unvermittelt aus meinem Herzen, sie würden ihn verachten. Aber aus dieser Flasche, die ihrer Hände Werk ist, und mit einer Aufschrift, die der eigenen Eitelkeit schmeichelt, da ist es etwas anderes. Denn trinken wollen sie doch davon.“

Da sah ich wieder den Langen, den Schulmeister und den Eleganten winzig klein und geschäftig, wie sie mit vollen Bechern aus dem Quell schöpften. Als aber der Lehrer sich satt getrunken hatte, blickte er neidisch zur Flasche auf, türmte Steine aufeinander, bis seine Hand sie erreichen konnte und flehte über die weiße Etikette ein graues Blatt, das besagte, daß er, der Wissende, den Menschen diesen Born erschlossen habe. Der Elegante hatte diesem Treiben höhnisch zugeesehen, und kaum war der Schulmeister stolz wieder vom Niedestal herabgestiegen, so stellte sich der feine Herr hin auf. Er flehte über den grauen Zettel einen goldenen mit der Inschrift, daß nicht der Weisheit, die von seiner Krippe esse, sondern ihm und seinem allmächtigen Geld der Ruhm gebühre. Der Lange aber wartete nicht, bis der Elegante ihm Platz gemacht hatte; er stieß ihn hinunter und bedeckte den goldenen Zettel mit einem brandroten, auf dem stand, daß einzig seiner Hände Werk den Quell des Heils eröffne.

Nun waren auch weitere hinzugekommen. Und sie alle, alle tranken von dem Born, die einen in Dankbarkeit zur grauen, goldenen oder

roten Stifette aufblickend, andere indem sie gegen sie die Häufte ballten. Nur wenige kamen und küßten der leuchtenden Gestalt andächtig den Saum des Gewandes.

Da entrang sich meiner Brust ein Ruf des Unwillens:

„Warum zertrümmerst du es nicht, das elende Gefäß, samt denen, die es anbeten?“

Die leuchtende Gestalt aber erwiderte:

„Wäre ich denn die Ewige Liebe, wenn ich das täte? Trinken sie doch alle von meinem Quell!“

„Aber wenn sie dessen nicht würdig sind? Wenn sie dich nicht kennen wollen und lästern?“

„Wie ihr doch immer gleich eifert, ihr Menschen! Ob du mich in deinem Gebete nennst oder nicht: ich bin da und halte die Welt samt dir. Ob du mich verleugnest, ob du mich lästerst: du lebst doch von meinem Born. Liebt nicht eine Mutter ihre Kinder, auch wenn sie undankbar sind, und dann erst recht mit einer tiefen, schmerzlichen Liebe?“

„Doch weshalb nützeft du deine Macht nicht aus, den Menschen zu offenbaren, daß der Lebensborn deinem Herzen entspringt und nicht einem Werke ihrer Hände oder ihres Geistes?“

„Sie sollen selber fühlen lernen, daß ich es bin.“

„Und wird dies je geschehen?“

„Es wird geschehen. Lasse ich doch selbst den Verworfensten keine Ruhe, daß sie meinen Namen in ihren Flüchen brauchen, daß sie mich in ihren Sünden anrufen und in der schwarzen Messe verhöhnen müssen. Wozu das alles, wenn ich nicht im Grunde ihrer Seelen, trotz allen Widerstrebens, heimlich lebe?“

Mühsam rang ich nach Worten. Aber die leuchtende Gestalt kam mir zuvor:

„Ich weiß, was du sagen willst. Auch du hast nicht an mich geglaubt, hast wohl die ein-

fältigen Seelen belächelt, die in kindlichem Vertrauen zu mir beten. Nun siehst du: ich lebe. Aber nicht, wie du wähtest, als Ausgeburt von Priesterhirnen. Nein, die Seele der Menschheit hat mich geschaffen, weil doch das Weltall und Gott selbst nicht ohne eine Mutter sein konnte. Zwei mütterliche Arme müssen Himmel und Erde in gleicher Liebe umspannen. Nicht umsonst nennen mich die Menschen ihre Fürbitterin.“

„So sind sie wahr, die Wunder, die man dir nachsagt?“

„Es ist wohl der Menschen Art, von eigenem Tun zu reden, aber nicht die meine. Ich kann nur wirken und spenden. Wie weit du das Wunder nennen willst, ist deine Sache.“

Die Züge der leuchtenden Gestalt erhellen sich zu einer göttlichen Heiterkeit:

„Du darfst nicht staunen, daß die Ewige Liebe lächelt, wenn du sie nach ihren Wundern fragst.“

Die Stimme verklang wie unter einem Schauer von Neolscharfen. Ich senkte den Blick, und als ich ihn wieder erhob, stand vor mir der Brunnen mit der verwaschenen Holzfigur, dahinter die dunkelgrüne Waldfuppe, überragt von den kalkweiß schimmernden Felsenorgeln. Noch höher aber, wie ein Nachleuchten des irisfarbenen Glorienscheins, lag der Perlmutterglanz selig entschwebender Sommerwolken . . .

Eine Zeit lang blieb ich, wie gelähmt von einem holden Bann, im Graße liegen.

Dann stand ich auf, riß die Flasche von der Brunnenröhre und warf sie weit in eine Felsenkluft.

Nun strömte der Wasserborn wieder aus dem Herzen der Muttergottes. Aber das Bild lächelte mir keinen Dank. Es zeigte das gleiche unbeweglich gültige Antlitz, wie vorhin, als die Lasterer ihre Becher zum Quell erhoben.

Schicksal.

Tief im Verborgenen
Thront deine Macht,
Durch jede Stunde
Schreitest du sacht.

Leise in Händen
Blinkt dir ein Schwert,
Wehe, wen seine
Spitze versehrt!

Doch wen du grüßest,
Güte im Sinn —
Selig die Seele,
Zieht er dahin.

Johanna Siebel.